

116257

Hesl. 4. 38.5

Über Grenzen des historischen Erkennens und der  
Objectivität des Geschichtsschreibers.

REDE  
beim Antritt des Proreectorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1890 gehalten

von

**Dr. theol. et phil. Theodor Kolde,**  
ordentl. Professor der historischen Theologie.

ERLANGEN.

K. B. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn).

1890.

**Collegen! Commilitonen!**  
**Hochansehnliche Versammlung!**

Wir haben uns daran gewöhnt, dass der neuantretende Prorektor seine Amtsführung mit einer wissenschaftlichen Rede einleitet. Gleichwohl ist diese Sitte an unserer Hochschule verhältnissmässig jungen Datums, erst eine Errungenschaft des Revolutionsjahres. Der Theologe Hofmann, der den Reigen eröffnete, bezeichnete die dabei obwaltende Absicht dahin: „Die Universität wolle eine Gelegenheit mehr gewinnen, den ihr einwohnenden Geist und Sinn, welchen sie bei dem Sprechenden voraussetzt, kundzugeben und ihr Verhältniss zu der sie umgebenden Welt, wie es von ihr verstanden und gewollt wird, zu benennen.“ Die jährliche Wiederkehr hat dann natürlich die Inangriffnahme dieser Aufgabe vielfach differenzirt, und es hat sich die Sitte herausgebildet, dass der Redende — um die Hofmannsche Fassung beizubehalten, einen Einblick darein zu geben sucht, wie von ihm und seiner Wissenschaft das Verhältniss zu der uns umgebenden Welt und zwar vom Standpunkt des Specialfaches aus verstanden und gewollt wird. Es ist das sicher um so wünschenswerther, als es bei der heutigen Specialisirung der wissenschaftlichen Arbeit schon vorkommt, dass die verschiedenen Facultäten, ja dass Facultätsgenossen, die unter sich eine geschlossene, wissenschaftliche Einheit repräsentiren sollen, neben einander hergehen und nur noch einen geringen Einblick in den Betrieb der benachbarten Wissenschaft haben.

Diese Erwägung hat die Wahl meines Themas bestimmt. Was ich Ihnen vorlegen will, sind einige Gedanken über Grenzen des historischen Erkennens und der Objectivität des Geschichtsschreibers.

Schwerlich darf ich in diesem Kreise den Vorwurf erwarten, damit in ein fremdes Gebiet überzugreifen. So gewiss der Kirchenhistoriker zuerst voll und ganz Theologe sein muss, wenn es zu einer vollen Würdigung seiner besonderen historischen Aufgabe kommen soll, so gewiss wird es, seitdem mein unvergesslicher Lehrer H. Reuter nach dieser Richtung dem modernen Betrieb der Kirchengeschichte neue Bahnen gewiesen hat, heute allgemein anerkannt, dass der Kirchenhistoriker in nicht kleinem Umfang auch die allgemeine Geschichte der christlichen Zeit in seinen Forschungskreis zu ziehen hat, und dass es für die kirchenhistorische Arbeit keine andere Methode giebt und geben kann, als die, welche bei der politischen Geschichte seit lange geübt wird.

Methode, Wesen und Ziele der Geschichte als Wissenschaft sind in den letzten Jahren vielfach behandelt worden, und neben den Historikern hat auch die Philosophie infolge ihrer heutigen Bevorzugung der Psychologie sich mehr als gewöhnlich mit diesen Fragen beschäftigt. Wenn ich nun meinerseits das bereits angegebene, minder beachtete specielle Thema herausgreife, so habe ich einen kräftigen Anlass dazu in den besonderen Verhältnissen der von mir vertretenen Disciplin.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die kirchengeschichtliche Forschung im öffentlichen Leben, sogar in der politischen Presse heutigen Tages eine Beachtung findet wie selten zuvor. Fragt man, woher das kommt, so ist leider zu sagen: Es ist nicht die gediegene Fundamentirung ihrer Arbeit, die unerschütterliche Stabilität ihrer Resultate, sondern wie Alles, was insonderheit die Aufmerksamkeit der Presse auf sich zieht, das wirklich oder scheinbar Neue, das Geistvolle und vor allem das Zuversichtliche. Bestimmte, mit der gewisse neue Fündlein bekannt gegeben werden, was ihr diese Beachtung verschafft hat. Und in der That, je mehr sich unsere Tagespresse in politischer Beziehung so häufig mit vagen Allgemeinheiten, Vermutungen und Widerlegungen zu beschäftigen hat, umso mehr liebt sie es, da, wo sie wissenschaftliche Gebiete berührt, nur Solches mitzuteilen, was ihr als Festes und Gewisses dargeboten wird und den Reiz der Neuheit hat oder zu haben scheint. An solchem hat es in den letzten zehn Jahren nicht gefehlt und zwar auf allen Gebieten der historischen Theologie, namentlich aber auf dem Gebiete der alten Kirchengeschichte und der Dogmengeschichte. Geistreiche Einfälle, durch die wir uns ja gern anregen lassen, werden mit verblüffender Bestimmtheit als historische Resultate hingestellt, und unter den sogenannten gesichertsten Thatsachen der Geschichte, die man mit Emphase

constatirt, — das ist ein Lieblingsausdruck geworden —, finden sich Behauptungen, die ihre Urheber bisweilen stillschweigend schon nach wenigen Monaten zurücknehmen mussten. Und während wir hoffen durften, nachdem die Baurische Schule abgewirtschaftet hatte, endlich einmal zu einem voraussetzungsloseren Forschen gekommen zu sein, so muss leider gesagt werden, dass die Neigung zu historischer Construction wieder in vollster Blüte steht, und dass es keine theologische Richtung giebt, die davon frei wäre.

Mag nun immerhin die Tendenz, die Lieblingsgedanken auch geschichtlich zu fundiren, dabei eine grosse Rolle spielen, das eigentlich Charakteristische und Gefährliche in der wieder aufgekommenen Constructionssucht ist doch vielfach ein gewisser Mangel an Besonnenheit, an *σωφροσύνη*, dann ein methodischer Mangel, das Verkennen gewisser Grenzen des historischen Erkennens, die übersehen oder durch geistreiche Einfälle verdecken zu wollen, uns in der thatsächlichen Erkenntniss nur zurückbringt.

Dies in Erinnerung zu bringen ist meine Absicht; weiter dies, dass mit der richtigen Anerkennung der Grenzen des historischen Erkennens auch der mit Recht geforderten Objectivität des Geschichtsschreibers die natürliche Grenze gezogen wird.

Indessen erwarte man von mir weder alte noch neue Theorien, die in das Gebiet der Geschichtsphilosophie gehören. Ich bin zu sehr Realist, als dass ich einer Philosophie der Geschichte ein mehr als äusserliches Verhältniss zu der Geschichte als Wissenschaft zuerkennen könnte. Und wenn es neuerdings Leute giebt, die der Geschichtsschreibung nur in dem Grade den Rang einer Wissenschaft zuerkennen wollen, als ihr eine wissenschaftliche Einsicht in den gesetzmässigen Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen gelingt, so muss ich meine Skepsis gegenüber einer so zu fassenden Geschichtswissenschaft erklären. Denn die Erfahrung ergiebt leider, dass in demselben Masse, als man gesetzmässigen Zusammenhang — oder wie man früher wohl auch sagte — den Geist der Geschichte erkennen wollte, der Blick für das Thatsächliche getrübt wird, und die Folge würde die sein, dass unser wirkliches Wissen um die Dinge in gleichem Verhältniss sich verringerte, in dem diese Wissenschaftlichkeit, d. h. eben die Erfassung des angeblich gesetzmässigen Zusammenhangs, eine grössere würde.

Mit dieser Behauptung (deren Richtigkeit das Folgende ergeben wird) möchte ich aber keineswegs den Ausführungen Schopenhauers Recht geben, der, alles ge-

schichtlichen Sinnes baar. der Geschichte deshalb den Charakter der Wissenschaft abspricht, weil ihr der Grundcharakter der Wissenschaften fehle, die Subordination des Gewussten, statt deren sie bloss Coordination aufzuweisen habe. Daher gebe es kein System der Geschichte, wie doch bei jeder andern Wissenschaft.

Aber gehört es denn wirklich zum Wesen der Wissenschaft, dass ihr Object eine systematische Behandlung fordert oder wenigstens erlaubt? Dann könnte es freilich keine Geschichtswissenschaft geben, falls man nicht die Theorie ihres Betriebes, die Methodik, die Historik damit identisch setzen wollte. Aber Wissenschaft ist doch längst nicht etwa die systematische Zusammenfassung des in der Vereinzelung Gefundenen. Irre ich nicht, so wird auf jedem Gebiete das, was dem Wissen das Gepräge des Wissenschaftlichen aufdrückt, dies sein, dass man sich der Gründe seines Wissens in einem gewissen Zusammenhange bewusst wird, oder dass das Gewusste verstanden wird. Bezüglich der Geschichte ist damit schon ausgesagt, dass das Wissen des Einzelnen keinen Wert hat, weil es als Einzelnes nicht verstanden wird. Auch darin stimmt der Historiker mit dem Naturforscher überein, dass er jede geschichtliche Erscheinung als etwas Gewordenes zu begreifen sucht. Ich erkenne ferner an, dass es gewisse Gesetze oder Normen des historischen Geschehens geben mag, freilich nur in dem Sinne, in welchem alle Gesetze des Geschehens, auch die Naturgesetze, zu verstehen sind, nämlich. „dass sie Urteile sind, welche nur einseitige Tendenzen der Dinge ausdrücken, nie das wirkliche Verhalten derselben im concreten Falle“<sup>1)</sup>. Wenn man aber daraus schliesst, dass es nun wesentliche Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft sei, eben die Gesetzmässigkeit des geschichtlichen Verlaufs und damit denselben als einen notwendigen darzuthun, so heisst das, die Geschichte zu einem Rechenexempel machen, den geschichtlichen Verlauf zum Mechanismus degradiren.

Man bespöttelt heute die Weise Rankes, der nur habe sagen wollen, „wie es eigentlich gewesen“. „Diese Quasiwissenschaft“, sagt Brückner in Dorpat<sup>2)</sup> will nichts lehren, nichts beweisen und nur zeigen, wie die Dinge waren und wie Alles gekommen ist.“ Diese Ansicht steht nicht allein, dennoch muss ich auf die Gefahr hin, zu

---

1) Vgl. Hinneberg in dem gedankenreichen Aufsatz: Die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft in v. Sybels hist. Zeitschr. Bd. 63 (1889) S. 42.

2) Alex. Brückner, Ueber Thatsachenreihen in der Geschichte. Dorpat 1886, Festrede 6.

den Zurückgebliebenen gerechnet zu werden, mich zu der Ansicht derer bekennen, die allerdings die Verwertung des aus der Geschichte zu entnehmenden Allgemeinen, des specifisch Didaktischen, der Politik und Socialwissenschaft, der Ethik und Pädagogik zuweisen und dem Historiker selbst mit Ranke nur die Aufgabe zuerkennen, die geschichtlichen Thatsachen im Zusammenhange zu reconstruiren, und zwar so zu reconstruiren, dass der Leser oder Hörer sie neu zu erleben vermeint.

Wie weit aber sind wir dazu im Stande?

Selbst ein so hervorragender und vorsichtiger Historiker wie Heinr. v. Sybel kommt zu dem Schluss, „die historische Wissenschaft ist fähig, zu völlig exacter Kenntniss vorzudringen“. Er thut dies in derselben viel citirten, gehaltreichen Rede über die Gesetze des historischen Wissens<sup>1)</sup>, in der er mit seltener Klarheit die Schwierigkeiten schildert, welche die Unzulänglichkeit des Quellenmaterials, die Unsicherheit der Ueberlieferung und anderes mehr dem Historiker entgegenstellen. Aber diese Schwierigkeiten, wie gross sie auch sein mögen, sie sind nach ihm zu überwinden durch die beiden Operationen der historischen Kritik: Prüfung der Berichterstatter nach dem Wesen ihrer Persönlichkeit und Prüfung der Thatsachen nach ihrem Zusammenhang in Zeit und Raum und Causalverkettung.

„Die Voraussetzung“, sagt er weiter, „mit welcher die Sicherheit des Erkennens steht und fällt, ist die absolute Gesetzmässigkeit in der Entwicklung, die gemeinsame Einheit in dem Bestande der irdischen Dinge. Denn existirte diese nicht, oder könnte sie irgendwo unterbrochen werden, so wäre es vorbei mit der Sicherheit jedes Schlusses aus dem Zusammenhange der Ereignisse, ebenso wie jede Berechnung menschlicher Personen dem Zufall anheimgegeben würde.“

Wenn v. Sybel dabei auf die allgemeine Wahrnehmung hinweist, „dass keine geschichtliche Thatsache isolirt steht, jede in Zeit und Raum, in Ursache und Wirkung mit der andern verbunden ist“, so wird man ihm ohne Weiteres zustimmen dürfen<sup>2)</sup>. Aber, dass wir auf Grund der Anerkennung dieser Art von Gesetzmässigkeit vermittelst der Combination, auf dem Wege des Schlusses von einer Wirkung

---

1) H. v. Sybel, Ueber die Gesetze des historischen Wissens, Bonn 1864, S. 16 f.

2) Sybel a. a. O. S. 16. Schon weniger freilich, wenn Sybel fortfährt: „wirkt nach festen erkennbaren Gesetzen auf sie ein“. Diese Erkennbarkeit ist eben sehr oft nicht vorhanden.

auf eine bestimmte und zwar eben die eigentliche Ursache, oder durch ähnliche Functionen im Stande wären, nicht nur die Ueberlieferung zu ergänzen und zu rectificiren, sondern zu völlig exacter Erkenntniss der Vergangenheit zu kommen, das muss ich bestreiten.

Ich könnte dies von meinem christlichen Standpunkte aus schon dadurch thun, dass ich auf den dabei nicht in Rechnung gezogenen, mir aber feststehenden Factor der göttlichen Weltregierung hinwiese. Aber da ich ein Einvernehmen über diese Frage nicht erwarten darf, lasse ich diesen Gedanken zurücktreten und will mich auf gemeinsamem Boden bewegen.

Auch ich nehme eine Art Gesetzmässigkeit im historischen Verlauf an, und möchte sie dahin fassen, dass unter gleichen oder analogen Verhältnissen die Dinge in der Vergangenheit sich ebenso oder analog vollzogen haben, als wir sie in der Gegenwart sich vollziehen sehen. Und thatsächlich liegt dieser Satz, ob bewusst oder unbewusst, aller historischen Kritik zu Grunde. Mit seiner Verwerfung fielen jeder Massstab für die Beurteilung der Ueberlieferung und wäre eine historische Kritik eigentlich unmöglich. Dieser Satz weist den Historiker zunächst in die Gegenwart. Mit Recht preist man die Geschichte als Lehrmeisterin für Gegenwart und Zukunft, aber mit nicht geringerem Recht wird man von der Geschichtsschreibung verlangen müssen, dass sie selbst von der Gegenwart zu lernen bestrebt ist. Wer nicht gelernt hat, offenen Auges das Geschehen in der Gegenwart zu beobachten, und sodann sich darüber klar zu werden, in wie weit wir in der Lage sind, eine sichere Kunde von dem zu erhalten, was in unserer Zeit geschieht, und es als ein Gewordenes zu erfassen, die Motive der handelnden Persönlichkeiten wie das Ineinander der äusseren Strebungen und Hemmungen in ihrer Wechselbeziehung zu verstehen, der wird entweder niemals über die plattesten Allgemeinheiten hinauskommen, oder seine angeblichen historischen Resultate werden in der Luft schweben.

Wie weit reicht denn nun unsere Erkenntniss von dem historischen Geschehen in der Gegenwart?

Schon die oberflächlichste Beobachtung ergibt, dass dasselbe eine Folge des Zusammen- und Ineinanderwirkens einer Unzahl von Ursachen ist, von denen auch diejenigen, die den Lauf der Dinge mit den Augen des Historikers verfolgen, nur einen sehr kleinen Teil in Erfahrung bringen. Lassen wir die Geschichte der letzten

25 Jahre an uns vorüberziehen, welche nicht wenige von uns denkend durchlebt und aufmerksam beobachtet haben! Was wissen wir eigentlich davon? Wohl, wer ein gutes Gedächtniss hat, der wird uns eine Menge von Thatsachen berichten können, er wird auch ein Bild der Zeit darstellen können, wie es sich ihm auf Grund seiner Weise, die Dinge zu betrachten, gestaltet hat; er wird es auch an Begründung und Aneinanderreihung des Einzelnen nicht fehlen lassen, aber wenn er sich ehrlich Rechenschaft ablegt, wird er sagen müssen, dass wir zwar hier und da in der Lage sind, gewisse Ursachen mit positiver Bestimmtheit anzugeben, aller Wahrscheinlichkeit nach aber nur in den seltensten Fällen die wirklich ausschlaggebenden, die sich so oft hinter äusserlich grösser und wichtiger erscheinenden verbergen. So müssen wir urteilen nach einer Politik der Öffentlichkeit, wie sie in der Staatengeschichte beispiellos ist, und v. Sybels actenmässige Darstellung der Entstehung des neuen deutschen Reiches, die jeden, der will, so recht erkennen lassen wird, wie wenig selbst die aufmerksamen Zeitgenossen von dem Zusammenhang der Dinge gewusst haben, wird bei der auch diesem Werke notwendig anhangenden Einseitigkeit schwerlich die Meinung erwecken können, dass wir zu völlig exacter Erkenntniss der Thatsachen vordringen könnten oder gar schon vorgedrungen wären. Denn eine Wirkung kann nur völlig verstanden werden, wenn die Gesamtheit ihrer Ursachen erkennbar ist, was eben unmöglich. Wie schwankend da der Boden ist, muss jeder zugeben, wenn wir statt Ursachen Motive setzen. Ich will mich nicht auf das mir fremde Gebiet der Psychologie verlieren, kann aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die nicht wohl zu leugnende Thatsache, wie selten auch solche Menschen, die darauf Wert legen, sich über sich selbst klar zu werden, eine völlig klare Einsicht in die eignen Motive zu gewinnen im Stande sind, nicht sehr verheissungsvoll ist für die Möglichkeit, die Motive Anderer in völliger Klarheit zu erkennen. Nun gibt uns nichts ein Recht zu der Annahme, dass die Möglichkeit, den Dingen auf den Grund zu kommen, in der Vergangenheit grösser gewesen ist als in der Gegenwart, eher das Gegenteil, und auf Grund dieser Erwägung wird von allen Seiten die kritische Würdigung eines jeden uns erhaltenen Berichtes gefordert. Ich bin weit entfernt davon, die kritische Arbeit zu unterschätzen, und hoffe, dass man sie in meinen Schriften nicht vermissen wird. Gewiss sind wir im Stande, mit den mancherlei hier nicht weiter aufzuzählenden Mitteln der historischen Kritik auf dem Wege des Schlusses, der Combination, eine grosse Wahrscheinlichkeit in der Erkenntniss der Dinge zu erreichen, aber

abgesehen davon, dass diese Arbeit ohne persönliches Urteil unmöglich ist, ihr also immer etwas Subjectives anhängen wird, arbeiten wir doch dabei häufig, was viel zu wenig beachtet wird, mit falschen Prämissen, weil wir nicht genug beachten, wie die Dinge in der Gegenwart verlaufen.

Gestatten Sie mir ein Beispiel.

Es handelt sich um die Echtheit oder Unechtheit einer Schrift, die, weil sonstige Anhaltspunkte fehlen, nur aus sogenannten inneren Gründen erhoben werden kann. Wir scheinen in der Lage dazu zu sein, da wir zweifellos echte Schriften des in Frage stehenden Schriftstellers besitzen. Aus ihnen und aus dem, was wir sonst von ihm wissen, machen wir uns ein Bild von seiner Persönlichkeit, von seiner Denkweise, seiner Art, die Dinge zu behandeln, seinem Stile u. s. w. Mit diesem Bilde treten wir an die fragliche Schrift heran, um zu vergleichen und je nach der Homogenität uns für die Echtheit oder Unechtheit zu entscheiden. Das ist der gewiesene Weg der historischen Kritik. Aber mir dünkt, dass es kaum an irgend einem Punkte nötiger ist, an die Grenzen des historischen Erkennens zu erinnern, als an diesem. Worauf beruht denn hier die Sicherheit des Urteils? Scheinbar auf jenem früher von mir als grundlegend bezeichneten Satze. Aber doch nur scheinbar. Thatsächlich auf einer Verkennung des wirklichen Geschehens in der Gegenwart. Die Voraussetzung ist die Annahme einer gewissen Stetigkeit der Persönlichkeit in Charakter, Anschauung, Sprache, wie in der ganzen Weise sich zu geben. Und die Neigung, eine solche anzunehmen, ist ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten gewachsen mit der Rede von der einheitlichen Weltanschauung. Das Streben danach hat sicher in gewissen Schichten der modernen Gesellschaft zugenommen. Aber, wenn wir uns in unseren Kreisen umsehen, so werden wir doch sagen müssen, es giebt nur sehr wenige, die wirklich derartig geschlossene, einheitliche Persönlichkeiten von einer solchen Stetigkeit sind, dass man — und darauf kommt es im vulgären Leben doch heraus — im Voraus wissen kann, dass sie sich zu einer Frage nur so oder so stellen können, sich stets gestellt haben und stets stellen werden. Das Leben eines jeden setzt sich aus kleinen oder grösseren Inconsequenzen zusammen, auch im Denken. Damit müssen wir rechnen in der Gegenwart. Sollte das in der Vergangenheit anders gewesen sein? Und doch behauptet man nicht selten, anstatt sich wie billig mit einem niederen oder höheren Grad von Wahrscheinlichkeit zu begnügen, eine positive Sicherheit eines solchen Combinationsschlusses, der doch die sehr zweifel-

hafte Annahme der Stetigkeit im Charakter und Denken zu seiner Voraussetzung hat.

Niemand wird Einspruch erheben, wenn man Augustin als einen der schärfsten Denker aller Zeiten bezeichnet. Die Schärfe seiner Dialektik zwingt den Leser, ihm zu folgen, und mit scheinbar unerbittlicher Consequenz, wie nach ihm unter den Theologen vielleicht nur noch Calvin, schreckt er in der kühnen Verfolgung seiner Gedanken vor keinem Resultate zurück. Aber wie sehr er auch sein Lebenlang danach gerungen, — zu einer einheitlichen, ganz geschlossenen Welt- und Gottesanschauung ist auch er in seinen Schriften wenigstens nicht gekommen. Man unterscheidet heute mit Recht zwei augustinische Systeme, aber auch in dem zweiten System tritt sofort eine die Einheit völlig verschiebende Differenz ein, je nachdem die rein theologische Speculation oder die Reflexion auf die Kirche als Heilsanstalt in den Vordergrund tritt. Glücklicherweise war er so klug, vor seinem Ende in seinen Retractationen ein unantastbares Selbstzeugniss über seine Schriften abzulegen, sonst hätte es ihm geschehen können, dass nicht wenige derselben, weil sie mit dem sehr bald von der Nachwelt zurecht gezimmerten angeblichen System Augustins nicht zu vereinigen waren, für unecht erklärt worden wären. Mancher Historiker, namentlich Dogmenhistoriker, würde in seinen Schlüssen etwas vorsichtiger sein, wenn er sich diese Thatsache öfter gegenwärtigte. Noch lehrreicher würde sein, wenn gewisse Historiker ihre eignen gesammelten Werke daraufhin ansehen wollten, wie vieles sie darin bei gleich schnellem Schliessen nach denselben Principien für unecht erklären müssten und vielleicht möchten.

Und die bewusste oder unbewusste Annahme einer gewissen Stetigkeit spielt allenthalben in der Geschichtsforschung eine Rolle, bei der Erforschung lückenhaft überlieferter Thatsachen, ihrer Motive, bei der Verbindung der einzelnen Thatsachen miteinander. Dabei pflegt man aber nicht selten noch etwas Anderes zu vergessen, was die Geschichte der letzten dreissig Jahre uns auch wieder lehren konnte und was man vielleicht als allgemeinen Erfahrungssatz aufstellen kann, nämlich dass diejenigen Persönlichkeiten, die wir insonderheit historische zu nennen pflegen, d. h. doch diejenigen, welche Geschichte gemacht haben, den grössten Einfluss auf die geschichtliche Entwicklung nicht durch das gehabt haben, was ihre Zeitgenossen aus der Beobachtung ihrer Persönlichkeit, ihren Äusserungen, ihrer Stellungnahme, kurz aus dem Charakterbilde, was man sich von ihnen zurecht gemacht hatte, glaubten im

Voraus erschliessen zu können, sondern durch das, was man nicht erwartet hat, was man als Überraschung empfunden hat. — —

Die Schwierigkeiten des historischen Erkennens werden sich nun verschieden gestalten je nach der Eigenart des Objects, und es liegt in der Natur der Sache, dass sie auf dem Gebiet des Religiösen noch grösser sind als anderwärts. Unter den vielen Aufgaben der historischen Theologie ist wohl keine interessanter und den Forschersinn reizender als die Geschichte des religiösen Lebens. Aber wie weit ist dasselbe erkennbar? Gehört es doch zur Eigenart des specifisch christlich-religiösen Lebens, dass, je wahrer und inniger es ist, es um so weniger die Neigung hat, in die öffentliche Erscheinung zu treten. Diejenigen Werke, von denen wir in der Sprache der Christen sagen, sie sind in Gott gethan, dürften sich zumeist der menschlichen Erkenntniss entziehen. Dagegen hat man immer ein scharfes Auge dafür gehabt, was dem christlichen Ideal nicht entsprach. Daher erklärt sich denn auch wohl die eigentümliche Thatsache, dass die Quellschriftsteller, wenn sie von den Äusserungen des christlichen Lebens berichten, mehr von dem Unchristlichen, dem Wunderlichen, dem Absurden, ja von Skandalen berichten, als von wirklich christlichem Leben, was dann in die modernen Darstellungen nicht selten unbesehen als Signatur des christlichen Lebens hinübergenommen wird. Wir kennen z. B. sehr wohl die in der Regel ins Verzerrete geratene christliche Lebensführung der mittelalterlichen Mystiker, aber wie der gewöhnliche, schlichte, wirklich fromme Mann des Mittelalters religiös gefühlt, gedacht und gelebt hat, davon wissen wir doch bitterwenig. Und wo wir Handlungen erkennen, die wir als Zeichen religiösen Lebens zu werten geneigt sind, wer kann erweisen, dass sie wirklich religiöse sind? Der Historiker ist nicht in der Lage, Heilige zu creiren, und wer das Schriftwort kennt, wird dessen eingedenk bleiben: wie umfangreich auch die Kenntniss des Kirchenhistorikers sein mag, wieviel tausende und abertausende von Büchern er durchforscht haben mag, eines gerade, dessen er für die Geschichte des religiösen Lebens am allermeisten bedürfte, das gerade ist ihm verschlossen: Ins Buch des Lebens hat noch Niemand einen Blick gethan. —

Nicht minder schwierig ist eine sichere Erkenntniss auf dem Gebiete der Dogmengeschichte. Sie ist in erster Linie Geschichte des werdenden Dogmas, oder sie hat den Weg zu beschreiben von den Anfängen christlicher Erkenntniss, wie

sie sich mit Notwendigkeit aus dem unmittelbaren Glauben heraussetzen, bis zu der eine gewisse Allgemeingültigkeit beanspruchenden begrifflichen Fixierung derselben. Demgemäss nimmt sie ihren Stoff längst nicht nur aus den mehr oder minder lehrhaften Aussagen der Väter und Theologen: Geschichte der Theologie ist noch keine Dogmengeschichte. Es handelt sich nicht minder um die Äusserungen des christlichen Glaubens, wie sie im christlichen Handeln, in der Gesamtstimmung der Christenheit und in dem nach und nach sich entwickelnden Cultus zur Erscheinung kommen. Und das wesentliche Problem ist doch im Einzelnen immer dies: wie ist es gekommen, dass der unmittelbare Glaube gerade diese oder jene begriffliche Fixierung erhalten hat und zweitens dass dieselbe diejenige allgemeine Geltung erhalten hat, dass sie zum Dogma werden konnte? Während nun das zweite verhältnissmässig leicht ist, weil wir doch etwas Greifbares haben, den bereits vorliegenden erkenntnissmässigen Ausdruck, und es nur darauf ankommt, die Entwicklung seiner Anerkennung zu verfolgen, so sieht sich der Dogmenhistoriker bei der Beantwortung des ersten Punktes namentlich in den Anfängen der Dogmengeschichte vor die schwierigste Aufgabe gestellt. Sie kann nur gelöst werden, wenn man sich vor allen Dingen klar macht, was man wissen kann, und was man nicht wissen kann.

Der Glaube ist die Voraussetzung der Dogmengeschichte. Hier sehe ich nun das *πρώτον ψεύδος* darin, dass man noch immer, ohne auf die Analogie in der Gegenwart zu achten, das, was etwa der Urgemeinde gelehrt worden ist, sogleich auch als Inhalt ihres Glaubensbewusstseins ansieht. Man geht von der Lehre der Evangelien aus, betont dann die theologische Vertiefung oder sogar völlige Umbildung des christlichen Glaubens bei Paulus, um dann sein Erstaunen über den grossen Abfall von apostolischer Höhe nach Seite der christlichen Erkenntniss bei den sog. apostolischen Vätern auszudrücken. Die Rede von einem Abfall von apostolischer Höhe (oder dem Schwinden tieferen Verständnisses des Christentums) setzt nun doch voraus, dass dieselbe irgend einmal in den Gemeinden vorhanden gewesen. Aber diese apostolische Höhe hat noch niemand nachgewiesen. Nicht die apostolischen Briefe, die doch die Gemeinden schon voraussetzen, haben die Gemeinden gegründet, sondern die sicherlich viel einfachere mündliche Predigt der Apostel. Mit welchem Erfolg nach Seite der Erkenntniss, davon wissen wir so gut wie nichts. Und ebensowenig, ja doch wohl noch erheblich weniger, als man heute nach 1800jährigem Bestande des Christentums von den etwaigen schriftstellerischen Auslassungen

eines Predigers auf den Grad der religiösen Erkenntnis seiner Gemeindeglieder wird schliessen dürfen, darf man dies für jene Anfangszeit thun. Nicht der Glaube der urchristlichen Gemeinden liegt in den apostolischen Briefen vor, sondern nur das, was die Apostel als Glaubensinhalt in ihnen lebendig wissen wollten. Und wenn wir unmittelbar nach dem Abscheiden der Apostel, und wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Johannes in den ersten nachapostolischen Schriftwerken, wie offenkundig, einen sehr geringen Grad spezifisch christlicher Erkenntnis finden, so wird damit die für die Prediger aller Zeiten sehr tröstliche, und bei der Zusammensetzung der ersten Christengemeinden durchaus nicht erstaunliche Thatsache erkannt, dass es eben auch den Aposteln nicht möglich gewesen, die Gemeinden zu einer wirklichen oder zu ihrer Höhe christlicher Erkenntnis zu fördern. Nicht die Evangelien, nicht die apostolischen Briefe sind der sichere Ausgangspunkt der Dogmengeschichte, sondern die sehr niedrige Erkenntnisstufe, wie wir sie in den nachapostolischen Briefen finden. Und bei den nachweisbar noch höchst primitiven Gemeindeverhältnissen wird man ferner nicht allenthalben schliessen dürfen, dass die etwaigen schriftstellerischen Auslassungen aus jener Zeit sich nun auch völlig mit der in der Gemeinde lebendigen Tradition decken. Demnach dürfte es um die Sicherheit unserer Erkenntnis des Gemeinglaubens, an dem sich dann nach Harnack der Hellenisierungsprozess des Christentums vollzogen hätte, eine ziemlich missliche Sache sein.

Allein davon darf ich hier nicht handeln, und nur im Vorbeigehen will ich bemerken, dass ich von der Entwicklung im Grossen und Ganzen gerade die entgegengesetzte Vorstellung habe, und dass meines Erachtens an der vielbesprochenen Hypothese doch nur so viel wahr ist, als es sich von selbst versteht, dass das beginnende christliche Erkennen, indem es nach einer Art von wissenschaftlicher Fassung strebte, sich in denjenigen erkenntnistheoretischen, ja auch metaphysischen Bahnen und Formen bewegte, welche es vorfand. Das scheint mir so selbstverständlich, dass es mir völlig unbegreiflich wäre, wenn es anders gewesen wäre. Das ist nie anders gewesen und wird auch nie anders sein. Und damit ist über den Wert des Dogmas noch nichts ausgesagt.

Diese Erwägung zeigt nun gewiss einen Weg zum Verständniss des werdenden Dogmas, erklärt es aber doch nur zu einem kleinen Teil. Und es ist gut, sich daran zu erinnern, wie wenig jeder von uns im Stande ist, von dem allmählichen Entstehen eines wissenschaftlichen Gedankens, der ihm etwa als eigene Erkenntnis wertvoll

ist, sich Rechenschaft zu geben. Jeder wird gestehen müssen, dass da Beziehungen und Eindrücke oft auch ganz äusserlichster Natur mitwirken, deren wir uns zum teil gar nicht bewusst werden. Noch mehr trifft das auf religiösem Gebiete zu, wo heute wie einst das individuelle persönliche religiöse Bedürfniss den kräftigsten Impuls für die Eigenart der Gedankenformulirung abgibt. Wir können daher wohl in den meisten Fällen sehr bestimmt angeben, welche Fassung die einzelnen ihre Zeit beeinflussenden Persönlichkeiten ihrem Glauben gegeben haben, wir können auch mancherlei Beziehungen und Eindrücke auffinden, da und dort einen Einschlag in dem Gedankengewebe entdecken und darin für wichtige Fragen eine Antwort finden, aber in der inneren Verbindung der Gedankenreihen werden wir stets mit der grössten Vorsicht zu Werke gehen müssen, denn die letzten Motive dafür, dass der religiöse Gedanke bald diese bald jene Bahnen gegangen, dass das eine Zeitalter gerade diese, das andere jene religiöse Frage beherrscht hat, werden immer ein Gegenstand des Problems bleiben, und es ist völlig verfehlt, darin eine logische oder organische Ordnung sehen zu wollen.

Von dem Innerlichsten wende ich mich noch einmal zum Alleräusserlichsten. Man wird es begreiflich finden, dass gerade der Kirchenhistoriker, der Theologe, eine gewisse Neigung hat, die geistigen Kräfte innerhalb der Kirchengeschichte zu betonen. Dem gegenüber scheint es angemessen, auf die Wichtigkeit der äusseren Hemmungen und Strebungen zu verweisen, wobei wir noch anderen Grenzen unseres Erkennens gegenüberstehen.

Für gewisse Zeiten kennen wir solche äussere Hemmungen und Strebungen fast nur in der Form von Naturereignissen, Seuchen und Plagen, und wir wissen, von welcher Bedeutung dieselben für die äussere Geschichte des Christentums gewesen sind. Aber wie viele andere von vielleicht nicht minderer Bedeutung sind uns unbekannt! Ich gehöre nicht zu den Ueberschätzern der Statistik, der stillstehenden Geschichte, und verhalte mich gegen ihre Resultate, sofern sie Gesetzmässiges darthun wollen, sehr skeptisch, aber es unterliegt wohl keiner Frage, dass statistisches Material die historische Erkenntniss wesentlich unterstützt, und dass die Kenntniss gewisser Zahlenreihen oft die Wertung einzelner oder isolirt überlieferter Thatsachen sehr verändern würde. So müssen wir urteilen, nachdem wir durch Beobachtung des Geschehens in der Gegenwart gelernt haben, auf eine Reihe von Erscheinungen als mitwirkender Ursachen zu merken, die auffallender Weise von den älteren Berichterstattern sehr gering veran-

schlagt worden sind, und bei deren Erwähnung man darum auch selten genau verfahren ist. Man kennt, um ein Beispiel zu erwähnen, die eigentümliche Unsicherheit älterer Berichterstatter in der Schätzung grösserer Massen, die nicht selten mit einem naiven Hange zur Übertreibung zusammenfällt. Innerhalb der Kirchengeschichte kommt dazu noch die Neigung zur Typik. Ich erinnere an die 318 Bischöfe auf dem Concil zu Nicäa als Gegenstück zu den 318 Knechten Abrahams. Trotz aller Forschung werden wir, falls nicht ganz neue Documente zum Vorschein kommen, nie eine völlig sichere Vorstellung von dem numerischen Bestande der christlichen Religion zur Zeit Diocletians und von den Machtmitteln der Bischöfe erhalten. Hier lässt den wirklich kritischen Forscher die Combination sehr bald im Stich, und damit ist doch ausgesagt, dass uns auch das völlige Verständniss der Diocletianischen Verfolgung und damit des endlichen Sieges des Christentums verschlossen bleibt. Denn der Satz, dass geistige Mächte nur durch geistige Mächte besiegt werden, bedarf doch grosser Einschränkung, und mit dem Beweis für die landläufige Behauptung, dass das Heidentum längst innerlich erstorben und faul gewesen, macht man es sich, wie vieles Einzelne auch dafür beigebracht werden kann, in der Regel sehr leicht. Auch hier möchte ich auf die Gegenwart verweisen. Man denke sich den Fall, dass einer späteren Zeit von der heutigen Litteratur, und zwar der sogenannten tonangebenden, die das Tagesinteresse beherrscht, etwa nur soviel Trümmer übrig blieben, wie sie uns aus der heidnischen Litteratur des zweiten und dritten Jahrhunderts erhalten sind: Wäre es nicht ein leichtes, daraus den Nachweis zu führen, dass das Christentum bei uns in Deutschland zum alten Eisen geworfen, ein Gegenstand des Spottes und des Achselzuckens für alle Gebildeten, der Aberglaube einiger im Bann der Tradition Zurückgebliebener? Und gleichwohl will es Vielen trotz des angeblich massenhaften Abfalls und trotz der, übrigens wie der Historiker sagen muss, in allen Jahrhunderten seit Origenes gleichbleibenden Klage über die Zunahme der Unkirchlichkeit erscheinen, als habe das Christentum in den letzten 20 Jahren nicht nur an Intensität zugenommen, sondern bilde in Staat und Gesellschaft einen Factor wie nur selten zuvor.

Werfen wir noch einen Blick auf die wichtigste Entwicklung der mittelalterlichen Geschichte, auf den Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum. Auch hier pflegen die geistigen Factoren zu ausschliesslich in den Vordergrund gestellt zu werden. Wir kennen die Theorien, welche die beiden Mächte beherrschen und wissen, wie

dieselben gewachsen sind, wie bald die Theorie voranging, bald die Praxis die Leiterin der Theorie war. Wir wissen dann, wie in den weitverzweigten Ordensgemeinschaften der Cluniacenser und Camaldulenser den nach Alleinherrschaft strebenden Päpsten wirksame Herolde entstanden, wir kennen das Für und Wider der zahlreichen Streitschriften einer schon sehr lebhaften Publicistik in der Zeit Gregors VII. Auch die Ereignisse, welche dann den Kampf zwischen Friedrich II. und dem Papsttum zu einem Kampf auf Leben und Tod machten, vermögen wir bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen. Darüber belehren uns Staatsschriften, Manifeste, Urkunden von beiden Seiten wie die Darstellungen von Freund und Feind, und der grosse Kaiser Friedrich II., dessen zeitweilig mehr muhammedanisches als christliches Wesen und Treiben dem deutschen Volke seiner und der nächsten Zeit so unbekannt oder so unverständlich war, dass an seine Person bis auf Friedrich Rückert sich die deutsche Kyffhäusersage knüpfen konnte, ist uns heute so bekannt wie irgend einer. Die Fülle der Quellen gestattet es, uns eine greifbarere Vorstellung von seiner Persönlichkeit und seinem Wollen zu machen als von den meisten deutschen Kaisern, ja sogar die schrillen Gegensätze in seinem Wesen zu verstehen. Aber, wie weit wir auch die gewundenen Linien päpstlicher wie kaiserlicher Politik verfolgen können, so darf ich auf die Zustimmung der Fachgenossen rechnen, wenn ich behaupte: um den Untergang des deutschen Kaisertums völlig zu verstehen, und ohne dies können wir die Geschichte des Kampfes eben nicht exact reconstruiren, müssten wir etwas mehr von den äusserlichen Hemmungen und Strebungen wissen, als dies zur Zeit noch der Fall ist. Wir müssten vor allem die wirtschaftlichen Hilfsmittel beider Teile kennen, wir müssten in der Lage sein, die Verschiebungen, die nach dieser Beziehung im Verlaufe des Kampfes eintraten, beobachten zu können, und nicht minder die Veränderungen der wirtschaftlichen Lage der einzelnen Gebiete und Stände, wie sie durch die Parteinahme für Kaiser oder Papst entstanden. Das sind Alles ohne Zweifel sehr äusserliche Dinge, die aber doch von höchster Wichtigkeit sind, wie uns ebenfalls die letzten Jahrzehnte mit ihren kirchenpolitischen Kämpfen lehren können. Und bei der notorisch sehr mangelhaften Berücksichtigung dieser Fragen von seiten der mittelalterlichen Berichterstatter dürfte man hier vor einer Grenze stehen, die auch die scharfsinnigsten Combinationen schwerlich ganz aus der Welt schaffen werden.

So könnte ich noch auf Mancherlei verweisen, z. B. auf den so hoch angeschlagenen

und doch so vagen Factor der öffentlichen Meinung in der Zeit des grossen Schismas, der grossen Concilien und des Reformationszeitalters. Das Resultat wird immer dies sein, dass, wenn auch unsere Quellen tausendmal reichlicher fliessen, der Verlauf des geschichtlichen Processes ein so complicirter ist, dass es der Historiker niemals zu einer derartigen exacten Sicherheit bringen kann, wie sie die Naturforscher mit Recht oder Unrecht für sich in Anspruch nehmen. Damit möchte ich aber keineswegs der sogenannten skeptischen Geschichtsforschung das Wort reden: ich weiss, dass die Vollständigkeit, die wir erreichen können, gross genug ist, um die Ereignisse in einem wirklichen, wenn auch nur immer relativ richtigen, Zusammenhang darzustellen. Auch handelt es sich nicht um die banale Behauptung, dass unser historisches Wissen, wie alles Menschliche, unvollkommen ist: was ich im Interesse einer gesunden Geschichtsschreibung verlange, ist, dass man sich in jedem Falle überlegt, was man wissen kann und was man nicht wissen kann, und darauf hin mit positiven Behauptungen, wo wir nur mit Möglichkeiten rechnen können, etwas vorsichtiger ist.

Damit sind auch schon die natürlichen Grenzen der Objectivität des Geschichtsschreibers gegeben, wörtüber noch ein paar kurze Bemerkungen gemacht werden sollen.

Ich fasse den Begriff ganz allgemein: der Geschichtsschreiber soll objectiv sein, d. h. lediglich das Object soll ihn in seiner Darstellung bestimmen. Auch hier erhebe ich die Frage, wie weit das möglich ist. Ich denke dabei nicht an die unbestrittene Thatsache, dass ein völliges Zurücktreten der Persönlichkeit und der persönlichen Anteilnahme des Historikers an den darzustellenden Verhältnissen auch beim besten Willen undurchführbar ist, sondern ich denke zunächst an solche Grenzen der Objectivität, welche die an den Geschichtsschreiber zu stellenden Aufgaben von selbst mit sich bringen. Denn die Erkenntniss, dass wir in den meisten Fällen mit völliger Sicherheit nur mehr oder minder vereinzelt Thatsachen zu erkennen vermögen, dagegen bei der Frage nach den inneren Verbindungen derselben sehr oft über Wahrscheinlichkeiten nicht hinauskommen, überhebt den Geschichtsschreiber nicht der Aufgabe, eine solche innere Verbindung zu suchen. Die Geschichte als Wissenschaft kann sich nicht auf die Erhebung der einzelnen Thatsachen beschränken, eine solche ist wertlos: wir müssen versuchen, eine innere Ver-

bindung des Überlieferten zu gewinnen, auch auf die Gefahr hin zu irren und den mühsamen Bau durch eine einzige neuentdeckte Thatsache zertrümmert zu sehen. Dies erreichen wir, wie bekannt, in erster Linie auf dem Wege der Combination, also durch eine mehr oder minder logische Funktion, aber es ist dabei doch nicht bloss logisches Handeln, worauf es ankommt. Hier setzt meines Erachtens das ein, was ich das künstlerische Handeln des Geschichtsschreibers nennen möchte.

Es ist gelegnet worden, dass die Geschichtsschreibung eine Kunst sei, aber in der Regel nur von denjenigen, welchen die betreffende künstlerische Begabung abzugehen scheint. Im übrigen heisst es, offene Thüren einrennen, wenn Ulmann<sup>1)</sup> dagegen polemisiert, „die Geschichte im Unterschiede von andern Wissenschaften als Kunst zu betrachten“. Gewiss, es handelt sich um Wissenschaft, aber sie kann auch nicht einmal relativ ihr Ziel erreichen, ohne ein gewisses Etwas, was vielleicht nur deshalb als Kunst bezeichnet wird, weil es dem Künstler vor allen Dingen eigen zu sein pflegt und von ihm erwartet wird. Es handelt sich dabei ferner durchaus nicht in erster Linie, wie Ulmann meint, „um den durch stilistische Ausdrucksmittel zu liefernden künstlerischen Schmuck“. Derselbe ist wichtig genug, aber doch nur etwas Äusserliches. Ihn kann auch der erreichen, der etwa als Popularhistoriker ohne eignes Forschen die Resultate Anderer verarbeitet. Der Künstler wird in der Regel auch Dekorateur sein können, aber ein Dekorateur ist noch kein Künstler. Und wenn wir von einem schön geschriebenen Geschichtswerke sprechen, so weiss jedermann, dass damit über den Wert des Inhalts noch nichts ausgesagt ist.

Man hat weiter eingewendet, „dass die Erforschung der Causalität der historischen Dinge der Geschichtsschreibung Aufgaben stellt, welche sich mit der gleichzeitigen Anforderung rein künstlerischer Gestaltung nicht vertragen“, und ist deshalb beinah bis zu der monströsen Anschauung gekommen, dass bei der Geschichtsschreibung eigentlich die Anmerkung die Hauptsache sei; aber „rein künstlerische Gestaltung“, Kunst schlechthin, verlangt niemand, wohl aber künstlerisches Handeln zum Zwecke, die Thatsachen der Vergangenheit gewissermassen neu entstehen zu lassen. Und ich behaupte, dass jeder Geschichtsschreiber mit mehr oder minderem Geschick in einem

---

1) H. Ulmann, über wissenschaftliche Geschichtsdarstellung in v. Sybels historischer Zeitschrift Bd. 54 (Neue Folge Bd. 18) S. 43 ff.

gewissen Grade künstlerisch verfährt, und dass Aufgabe wie Object der Geschichtsdarstellung das geradezu von ihm fordern.

Ja das Material, mit dem er arbeitet, zwingt ihn dazu. Es gleicht in den meisten Fällen den Bruchstücken antiker Kunstdenkmäler, die aus dem Schutt herausgesucht werden. Sie bleiben Bruchstücke und damit relativ wertlos, bis man sie zusammensetzt und auf künstlerischem Wege Fehlendes ergänzt. Und wie der Bildhauer auf Grund der Anatomie und sonstiger Merkmale das Fehlende hinzusetzt, so wird der Geschichtsschreiber auf Grund seiner Kenntniss davon, wie die Dinge sich zu vollziehen pflegen, auf Grund seiner Versenkung in das Leben und Treiben und Denken der Vergangenheit, auf dem Wege der Combination aus Erkanntem und Sicherem wenn nicht das Fehlende so doch Verbindendes zu erschliessen haben. Das leugnen wollen, hiesse die Berechtigung nicht nur der Geschichtsschreibung, sondern auch die Geschichtserkenntniss überhaupt in Frage stellen. Freilich darf es sich dabei nicht um die „freie That gestaltender Phantasie handeln“, sondern, wie bemerkt, darum, dass aus Sicherem und relativ Sicherem das Wahrscheinliche als Mittelglied erschlossen wird; und kein ehrlicher Historiker wird den Versuch machen, das von ihm Erschlossene und auf Hypothesen Beruhende, das gewissermassen Hinzugedachte als Gefundenes auszugeben. Er wird bei der von ihm zu fordernden plastischen Darstellung, wenn man das Bild gestatten will, zum wenigsten die Nähte sehen lassen. Denn das gehört zur Anerkennung der Grenzen des historischen Erkennens, dass wir es durchfühlen lassen, wo unser positives Wissen aufhört und die auf dem Wege des Schlusses gewonnene Intuition beginnt, und es muss namentlich an den Historiker als Lehrer die unerlässliche Forderung gestellt werden, beim Unterricht auf das Strengste zu unterscheiden zwischen dem quellenmässig Festzustellenden und dem, was nur mittelbar erschlossen oder Hypothese ist.

Aber nicht nur das Lückenhafte der Überlieferung fordert künstlerisches Handeln, noch mehr die Überfülle des Stoffes. Was aus der schier unermesslichen Zahl uns überlieferter Vorgänge gehört in das Geschichtsbild? Was hat historischen Wert? Darauf ist immer sehr verschieden geantwortet worden. Im gewöhnlichen Leben pflegt man das für historisch wertvoll zu halten, wofür man Interesse hat. Die Subjectivität ist das Entscheidende. Nicht viel besser ist es, wenn z. B. neuerdings ein namhafter russischer Gelehrter, Karajew, die Ansicht verfochten hat: der Massstab dafür, was historisch wichtig ist, das historische Kriterium liegt in der Beant-

wortung der Frage, welche Ereignisse und Entwicklungen das Glück des Menschen gesteigert oder beeinträchtigt haben <sup>1)</sup>. Die wissenschaftliche Antwort wird anders lauten. Ganz allgemein ausgedrückt wird das historische Wert haben, was für das Verständniss eines historisch zu betrachtenden Gegenstandes oder einer Persönlichkeit von Belang gewesen ist. Man ist heute darüber einig, dass das längst nicht immer die grossen Haupt- und Staatsactionen gewesen sind, in deren Aufzählung man zeitweilig die Hauptaufgabe der Geschichtsschreibung gesehen hat. Aber ein Kanon dafür, welche Thatsachen nun aus der Fülle der überlieferten, welche der Geschichtsforscher kennen muss, derselbe als Geschichtsschreiber auch in ihrer Verbindung und Ursächlichkeit erkennbar zu machen hat, lässt sich nicht aufstellen, das lässt sich auf wissenschaftlichem Wege nur immer zu einem kleinen Teile ausmachen. Denn die Bestimmung des Schwergewichts der einzelnen Ursache lässt sich auf mathematischem Wege nicht darthun. Hier wird bei aller Absicht, nur die Dinge selbst auf sich wirken zu lassen, die ganze persönliche Auffassungsweise, die grössere oder geringere psychologische Begabung, dann das mehr oder minder entwickelte künstlerische Geschick, das Vereinzelte in richtiger Weise zusammen zu schauen, thatsächlich immer den Ausschlag geben.

Solcher Grenzen der Objectivität des Geschichtsschreibers dürften noch manche aufzuzählen sein. Gestatten Sie mir wenigstens noch eine zu erwähnen, das ist die Freiheit. Schon bei der Quellenkritik wird man, wenn auch alles Andere zu Gunsten des Autors spricht, immer noch die Frage aufwerfen müssen: hat er auch die Wahrheit sagen dürfen? Hat ihm eine solche politische, sociale und religiöse Freiheit geeignet, die uns erwarten lässt, dass die Sorge um Amt, Stellung, Brot und Ehre, oder die Furcht vor Misshelligkeiten oder seine socialen Beziehungen keinen Einfluss auf seine Geschichtsschreibung gehabt haben werden? Man darf diese Frage nicht unterschätzen. Der Märtyrer für die geschichtliche Wahrheit sind immer nur wenige gewesen. Wir schelten den noch keinen Lügner, der um gewisser Rücksichten willen nicht Alles berichtet, was er weiss, oft in der Hoffnung, dass eine spätere Zeit, welche dieselben Rücksichten nicht zu nehmen hat, schon dahinter kommen wird; aber es fehlt ihm doch die wirkliche Treue. Und für die grosse Verbreitung einer

---

1) Vgl. hierüber Brückner, Der Fortschritt in der Geschichte, in der Zeitschrift Nord und Süd Bd. 33 1885 S. 381.

wenigstens innerlichen Unfreiheit spricht die Thatsache, dass wir es natürlich, ja menschlich zu finden pflegen, wenn jemand um gewisser Rücksichten willen Manches verschweigt oder gar dem Ganzen eine Einkleidung oder Färbung giebt, welche den von ihm erkannten Thatsachen nicht völlig entspricht. Und wie vielgestaltig kann diese Gebundenheit sein, und ist sie früher vielfach gewesen! Auch unter uns giebt es solche, die das noch erfahren haben.

Um so dankbarer werden wir sein, unter einem erlauchten Fürstenhause den Wissenschaften dienen zu dürfen, zu dessen Ruhmesblättern seit lange namentlich auch die Förderung der geschichtlichen Forschung gehört. Und wenn wir jetzt wieder in voller wissenschaftlicher Freiheit an unsere Arbeit gehen, um, der eine in diesem, der andere in jenem Fache die Wahrheit zu erforschen und sie unverfälscht der studirenden Jugend zu überliefern, so bin ich Ihrer Aller Zustimmung gewiss, wenn ich die Erwartung ausspreche, dass diese Erinnerung Lehrer wie Hörer nur noch mehr als bisher in dem Streben bestärken wird, in Gewissenhaftigkeit und Treue sich jener Freiheit würdig zu erweisen; und wenn wir alle in dieser Gesinnung in dem beginnenden Studienjahr uns von neuem unserer Aufgabe zuwenden, dann dürfen wir hoffen, will's Gott, auch etwas zu leisten zur Förderung der Wissenschaft, zum Ruhme unserer Hochschule, zum Frommen unseres Landes, in treuem Gehorsam und Dank gegen den erhabenen Schutzherrn unserer Friederico-Alexandrina, unseren erlauchten Rector magnificentissimus, unseren allergnädigsten Regenten und Herrn

**S. Kgl. Hoheit den Prinzen Luitpold v. Bayern.**

---

ФУНДАМЕНТАЛЬНАЯ  
БИБЛИОТЕКА  
Общественных Наук  
Академии Наук СССР